

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 26 (1936)
Heft: 46

Artikel: Meine Erinnerungen an J.V. Widmann
Autor: Züricher, Bertha
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648993>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Man hatte endlich von der an Dürftigkeit grenzenden Lage des greisen Feldherrn vernommen, und in seiner Sitzung vom 6. Dezember 1786 sprach ihm der Rat der Zweihundert ein Jahresgehalt von 1000 Kronen zu, die ihm für das laufende Jahr gleich ausbezahlt wurden.

Aber die Tage des alten Kriegers waren gezählt; er fühlte, dass es mit ihm zu Ende gehe. Wie im Siebenjährigen Krieg bisweilen Ziethen den Vorderzug, der König die Mitte und er selbst den Nachtrab des preussischen Heeres geführt, also auch in gleicher Ordnung gehe der Marsch ins Reich der Toten. Und so war es auch. Alle drei starben im selben Jahr: Ziethen am 27. Januar, Friedrich der Grosse am 17. August, Lentulus am 26. Dezember 1786, um elf Uhr nachts, im Alter von fast 73 Jahren.

Auf der Anhöhe seines idyllischen Landsitzes, die auf alten Landkarten noch als «Chutzen» bezeichnet ist, — und wo einst eine dem heiligen Jodocus, dem Patron der Feldfrüchte und der Schiffer geweihte Kapelle stand — mit dem Blick auf die Stadt*), den Jura und die Alpen, wünschte er «ohne alle Pracht und Feierlichkeit» beerdigt zu werden, und so wurde denn das Grabmal dieses Feldherrn auf einem Hügel errichtet, der als Signal- und Wachposten schon in uralter Zeit von militärischer Bedeutung gewesen sein dürfte — scheint doch «Weissenstein» auf eine einstige Befestigungsanlage hinzudeuten.

* * *

Eine alte Linde wurzelt auf dem Lentulushübel, abseits noch und ungehindert reckt sie ihre mächtig

*) Den Blick auf die Stadt vom Hügel des Monrepos-Gutes anno 1783 zeigt ein in Türlers «Bern, Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart» (1896) reproduziertes Blatt.

Meine Erinnerungen an J. V. Widmann. Von Bertha Züricher.

Sie datieren weit zurück, noch weiter als seine Tätigkeit als Redaktor. Es war an der Schlussfeier der Einwohnermädchenschule, im Jahre 1880. Ich war als kleiner Gast von der „Bürgerlichen“ herüber gekommen, neugierig und fast ungläubig, weil eine kleine Freundin, die dort in die Schule ging, mir mit begeisterten Worten ihren Direktor geschildert hatte, der eben von der ihm doch so lieben Schule weg gewählt worden war. Diese Verehrung für einen Direktor (der unsere war ein sehr strenger, unnahbarer Herr) war mir etwas ganz Neues; aber als ich dann oben auf dem Podium die freundliche Gestalt des Scheidenden erblickte und die herzlichen Abschiedsworte an seine Schülerinnen hörte, da wurde dem kleinen Schulmädchen ganz warm ums Herz. Zuletzt trat eine seiner Schülerinnen zu ihm und überreichte im Namen aller eine schöne Taschenuhr als Andenken. „Ich werde sie immer auf meinem Herzen tragen“, rief er bewegt. Lautes Schluchzen tönte aus den Bankreihen der versammelten Kinder und ich begriff, trotz meiner Jugend, etwas von dem ungerechten Walten, das über der Schule und ihrem vorzüglichen Leiter schwebte.

Nicht Jahre später. Bald nach meinem Schulaustritt verlor ich meinen Vater, der Oberichter und früher ein paar Jahre Bundredaktor gewesen war. Sein größtes Glück

entfaltete Krone über die Dächer der wachsenden Stadt — eines vom Pfiff des «Blauen Pfeils» durchtönten Aussenquartiers —, und im Rahmen ihres hängenden Astwerks erscheint wie ein Bild die Friedenskirche auf dem Hügel gegenüber. Ein paar Schritte noch — da rauscht und verstummt es in den Kastanienbäumen, und die Sonne findet durch das Gezweig und spielt auf dem alten Grabmal im schattigen Hain ...

«Hier liegt Rupertus Scipio Lentulus ...»

In stürmischen Nächten aber höre man zuweilen Hufschlag auf dem Kiesweg, eine hohe Gestalt reite in den Hof, wo unter alten Bäumen noch immer der Rokoko-Venusbrunnen plätschert, werfe einem unsichtbar dienenden Geist die Zügel zu und verschwinde im Haus ...

Ein Quellenverzeichnis wird sich in der demnächst erscheinenden, sehr hübsch ausgestatteten illustrierten Broschüre finden.

* * *

Im Bernischen Historischen Museum finden sich folgende Erinnerungen an General Lentulus:

Das bereits erwähnte prächtige Service aus Meissner-Porzellan.

Tasse und Teller aus Nyon-Porzellan, auf der Tasse die Silhouette des Generals Lentulus; vielleicht ein Geschenk an den Gouverneur von Neuenburg.

Dose mit Miniaturbildnis des Generals Lentulus.

Dose mit Miniaturbildnis Friedrich des Grossen, darin ein zusammengefaltetes Papier mit Aufschrift: «Eine Priese aus der Dose Friedrich des Grossen von General Lentulus.»

Die von Friedrich dem Grossen unterzeichnete Entlassungsurkunde. Reiterbildnis des Generals Lentulus in der Uniform des Leibkürassierregiments. (Eine Kopie dieses unsignierten Oelgemäldes mit nachträglich aufgemaltem blauem Band und Orden des hl. Andreas im Besitz der Familie v. Mülinen-de Bary, Bern.)

(Ende.)

im letzten Lebensjahre bestand darin, uns ein kleines Haus oben auf dem Muristalben, auf dem einstigen Besitztum meines Onkels Leuenberger, der alten Liebegg, zu bauen. In jeder freien Stunde waren wir Kinder vom Bärengraben aus da hinaufgerannt, um den Fortschritt unseres zukünftigen Heims, auf welches wir uns alle freuten, zu konstatieren. Als wir dann plötzlich, im Oktober 1887, Waisen wurden, mochte und konnte unsere Mutter das eben fertige Haus nicht beziehen, und als Käufer meldete sich gerade der von mir längst heimlich verehrte Dichter und Bundredaktor. Unvergeßlich bleibt mir da ein Zug, der ganz den großen, selbstlosen Menschen, der J. V. Widmann war, kennzeichnete. Meine Mutter war von dem schweren Leid so mitgenommen, daß sie so schnell wie möglich den Handel abschließen wollte und deshalb eine möglichst kleine Summe nannte. Da mischte sich, ganz ohne ihr Wissen, unsere „Tante Leu“, die ehemalige Besitzerin der Liebegg, die uns Kindern wegen ihrer stets im Zungenprestissimo gehenden Sprechweise immer etwas komisch vorkam, hinein, machte dem Dichter auf dem Redaktionsbureau einen Besuch und demonstrierte ihm mit ihrer gewohnten Zungenfertigkeit, daß man einer Witwe einen größeren Preis zahlen müsse, als sie selbst ausgelegt habe. Unsere Mutter war dann sehr überrascht und gerührt, als beim Abschluß des Kaufes der großzügige Mann, ohne ein Wort zu verlieren, die Summe lächelnd nach oben aufrundete. Ob er wohl in Erinnerung an den ihn teuer zu stehen gekommenen Besuch der ratierten alten Tante später sein Haus den „Leuenberg“ nannte?

Jedenfalls war der „Leuenberg“ nun in freundliche Hände gekommen, und das half uns auch den Verlust unseres Heims ein wenig zu verschmerzen. Viele Jahre habe



J. V. Widmanns Wohnhaus zum Leuenberg am kleinen Muri-salden in Bern.

ich dann dieses nicht wieder erblickt; erst, als ich nach zweijährigem Aufenthalt in München, wo mir der langjährige Traum eines ernsthaften Kunststudiums in Erfüllung gegangen, manchmal mit seinem Sohn Fritz, dem Maler, zusammen kam, führte mich mein Weg auch etwa den kleinen Muri-salden hinauf in das verträumte Dichter- und Künstlerheim hinter den mächtigen Bäumen der Muriallee. Aber den Papa Widmann, der jeden Vormittag auf seinem Bureau zubrachte, sah ich damals nicht.

Schon längst hatte ich durch die reizende Dichtung „Bin, der Schwärmer“ eine heimliche Verehrung für die von ihm angebeteten zwei liebenswerten Frauen, von denen die ältere, die Mutter, dann seine Gattin wurde. In seinen eigenen Kindern sah ich später vieles vereinigt, was in seinem so ungewöhnlich vielseitigen Lebenswerk und seinen menschlichen Seiten zum Ausdruck kam: In seinem ältesten Sohn, den ich schon lange als gemütvollen Couleur-Kameraden meines ältesten Bruders kannte, etwa die journalistische und redaktionelle Begabung, und in jungen Jahren wohl auch die Abenteuerlust, die ihn als fröhlichen, kindlichen Don Quixote, in ein Buben-See-Überunternehmen mit einem Schulkameraden trieb, das dann aber glücklich im väterlichen Hafen endete, oder in Fritz Widmann, dessen köstliche Phantasie und künstlerische Darstellungskraft, die mich oft an die reizenden Spitzwegepisoden erinnerten. Mit seiner ältesten, schon damals in Italien verheirateten Tochter, bin ich nie zusammengekommen, wohl aber mit Johanna Viktoria, der liebreizenden, zuletzt geborenen, die wie eine Verkörperung all der anmutigen Frauengestalten in des Dichters Büchern, sowie selbst als eigenartige, begabte Künstlerin durchs Leben ging und noch geht. Noch als Schulmädchen sehe ich sie vor mir, wie sie mit einem zartgrauen Federkäppchen und gleichem Muff und Halsgarnitur den kleinen Muri-salden herunterkam und der Schwarm der Berner Gymnasiasten, die sie das „Fädere-modi“ nannten, war.

Zehn Jahre später sah ich als schüchterne Bittstellerin auf dem Redaktionsbureau an der Neuengasse. Ich hatte mich auf die freundliche Aufforderung hin auf einen Stuhl niedergelassen und Puzli, das Hündchen, war mir mit einem Satz auf die Kniee gesprungen. Offenbar hatte es meinen zu Hause gelassenen Vierbeiner gewittert. „Das ist ja Rindsraub“, lachte Widmann und war ganz verwundert, da Puzli sonst solche Annäherungsversuche nicht im Brauch hatte. Aber der Hund hatte damit meine Angst vor diesem Besuch, der mir so wichtig war, in die Winde gejagt. Freimütig erzählte ich dem freundlichen Zuhörer, wie ich nach fast zehnjährigem Arbeiten in Paris, das mir schon den Anfang einer schönen Karriere gebracht hatte, dort krank geworden und nun nach einem monatelangen Spitalaufenthalt gezwungen war, wegen meiner Gesundheit in die Schweiz zurückzukehren. Da ich eben meine erste Ausstellung im bernischen Kunstmuseum eröffnen, sei ich gekommen, ihn zum Besuch einzuladen und um eine Besprechung zu bitten. Wie freundlich J. V. Widmann dieser Bitte der Berner Malerin nachkam, bewies mir bald darauf sein Artikel im „Bund“. Nie mehr, seit mehr als dreißig Jahren, ist seither meiner Kunst in der Schweiz ein ganzes Feuilleton gewidmet worden und diese Einführung in Bern, wo ich mich zwar erst viel später wirklich niederließ, war so herzlich, daß ich mir schon goldene Berge von der Zukunft versprach. Leider hat aber Widmann, der sich so warm in die Arbeiten junger, aufstrebender Künstler einzuleben verstand, bald darauf verzichtet, über Ausstellungen moderner Bilder zu schreiben und in einem eingehenden Briefe erklärte er mir den Grund, den ich sehr wohl begriff. „Im ganzen muß ich gestehen, daß mich einige dieser Landschaften mit der ewigen Wiederholung ihrer im Stil Hodlers aufgefaßten und ausgeführten Bilder (ein ganzes Jahrzehnt frankte damals an dieser Hodler-Nachahmungs-epidemie) sehr zu langweilen beginnen. Es ist immer das selbe, gewiß ganz brav, aber ohne Phantasie, die Sachen packen mich nicht. Phantasie (für Figuren) hat der einzige Mürger, der doch im Leben so philisterhaft aussieht; aber auch Gottfried Keller nahm sich persönlich philisterhaft aus und war doch ein genialer, schöpferischer Geist.“

Ich las mit großer Freude seine Bücher, von denen er mir einige geschenkt hatte. „Der sich selbst treuen Künstlerin“ hatte er in den „Seiligen und die Tiere“ hineingeschrieben. Sein liebevolles Verständnis für die Tiere, für die ganze hilflose Kreatur lösten eine tiefe Ehrfurcht in mir aus. Ich hatte damals schwer zu kämpfen, da ich nach einem fast glänzenden Anfang in Paris, wo sich mir die großen Salons geöffnet und ich das freundliche Interesse einiger bekannter Künstler genießen durfte, in der alten Heimat gar keine offenen Türen gefunden hatte. Man versagte mir das von mir erhoffte und für die Wiederherstellung meiner Gesundheit so nötige Kunststipendium und jahrelang die geringste Hilfe aus dem staatlichen Kunstkredit. Einzig die bernische Regierung und der Gemeinderat nahmen sich der noch jungen Künstlerin mit ein paar Ankäufen freundlich an. Aber überall da, wo eine Kommission aus Kollegen bestand, verharrte man meinen Arbeiten gegenüber in einer Ver-gletscherung, die ich selbst nie begreifen konnte, nach den Erfahrungen, die ich in Paris gemacht hatte. Da war es der weitsichtige, väterliche Freund, der mich über manche Enttäuschung hinweg tröstete und der mir auch die Spalten seiner Zeitung öffnete, wenn ich einmal dort etwas zu sagen hatte. Es entspann sich ein reger Briefwechsel, da ich ihm getreulich von jedem Stationswechsel berichtete oder diesen durch eine gemalte Postkarte oder ein paar Alpenblumen illustrierte. Von den ersteren hatte er einige auf seinem Schreibtisch stehen, was ich bei gelegentlichen Besuchen konstatierte. Auf den „Leuenberg“ kam ich, wenn ich nach Bern reiste, noch mehrere Male und wurde immer auch von seiner Frau herzlich aufgenommen. Einmal saßen wir gerade beim Tee,

als die Botschaft kam, daß Ernst Zahn ihn am andern Tag zu besuchen gedenke: „Hänge schnell sein Bild wieder ins Eckzimmer“, sagte Widmann lächelnd zu seiner getreuen Ehehälfte, denn er kannte die kleinen Schwächen seiner Freunde.

Widmann druckte mir im Sonntagsblatt zum ersten Male eine kleine symbolische Dichtung „Der Bockvogel“ und ermunterte mich, indem er mir so reizend darüber schrieb, auch zu gelegentlicher schriftstellerischer Arbeit. So durfte ich im Frühjahr 1911 über den großen, internationalen Künstlerkongreß in Rom berichten, sowie über den darauffolgenden Aufenthalt in dem malerischen, alten Künstlerneßchen Anticoli Corrado. Daneben hatte er als helllichtiger Mensch und Dichter auch Verständnis für meine mystischen Anwandlungen und schrieb mir, als ich ihm einmal von einem interessanten symbolischen Traum, der mir viel zu denken gab, erzählte, er wisse jetzt, warum ich ihn an ein Jugendbildnis des romantischen Dichters Novalis erinnere. Er meinte, es müsse noch einmal zu einem Ausgleich kommen zwischen meiner realistischen Ausdrucksweise in der Kunst und dieser ganz entgegengesetzten Seite meines Ichs.

Oft brachte ich in diesen Jahren den Winter in dem damaligen Häuschen meiner Schwester in Laenen ob Gstaad zu und blieb dort bis zur Schneeschmelze. Als mir da der verehrte, väterliche Freund einmal schrieb, er wolle nächstens ein wenig Ferien machen, lud ich ihn ein, mit seiner Frau ein paar Tage mein Gast zu sein, indem ich ihm auch die Bequemlichkeiten des kleinen Tustulums schilderte. Er antwortete mit einer Postkarte:

Trotz Lehnstuhlmodung hab ich jetzt vor Laenen,
Dem hochgelegenen, ein gelindes Grauenen —
Und will mich lieber tiefern, mildern Auenen,
Für kurze Frühlingsferien anvertrauen.
Doch gleichwohl, „sei bedankt, mein lieber Schwan
Für diese Einladung, die Du getan.“

Aber in den tiefern, mildern Auenen hatte sich dann der unermüdlige Wanderer eine schwere Bronchitis geholt, an deren Folgen er bis zu seinem Tode zu leiden hatte. Als ich im Oktober 1911 den Muristal den hinaufstieg, um mich vor einem längeren Müncheneraufenthalt von ihm zu verabschieden, begegnete ich ihm, hustend, in der Muriallee. Ich konnte ihm nur schnell die Hand drücken, da er bei dem schon recht kalten Wetter nicht stehen bleiben durfte und bedrückt reiste ich am andern Tage ab. Aber in der darauffolgenden Nacht hatte ich einen schönen Traum, der mir wie ein Gleichnis vorkam. Ich sah den Weg den kleinen Muristal den hinauf bis zu seinem Haus eingefast von leuchtenden, in allen Farben glühenden Benseis, eine wundervolle Guirlande, die nicht enden wollte, die durch die Gartenpforte bis in sein Haus hinein führte; ich dachte dabei an eine Ueberfülle von lieben Gedanken an einen großen Menschen, und ich freute mich schon, daß es die Ehrungen an seinem bevorstehenden 70sten Geburtstag sein könnten. In München sah ich 14 Tage später seine Tochter, die sich eben in banger Sorge um ihren Vater, dessen Erkältung in eine Lungenentzündung übergegangen war, befand.

Ein paar Tage darauf hielt ich den „Bund“ mit dem schwarzen Trauerband in Händen. Widmann war nicht mehr, aber sein Andenken und sein geistiges Erbe, das wußte ich, gehörten der Unsterblichkeit an.

Ungewollte Schuld.

Von Ernst Roth.

Ein Schuß fällt. Sein Schall wird allmählich weicher, bis er in der nächtlichen Stille des Waldes verfliegt.

„Hast du gehört?“ Die Frau faßt ängstlich nach der Hand des Mannes an ihrer Seite.

„Der hat dem Bod gegolten. Aber ich wette hundert gegen eins, daß die Kugel ihr Ziel verfehlt hat; denn der alte Bod ist schlau, der rennt ...“

„Hörst du nicht ... siehst du nicht ... der Reiter?“ unterbricht ihn die Frau und umkrampft mit beiden Händen den Arm ihres Begleiters.

„Das Pferd wird wegen dem Schuß erschrocken sein, „will der Mann sie beruhigen.

„Siehst du denn nicht ... dort der Reiter ...? Um Gottes Willen, jetzt fällt er vom Pferd ..., also habe ich doch gut gehört, es habe ihn getroffen, hat er vorhin gesagt!“ Die Frau zittert und der Mann neben ihr atmet schwer. Alles kommt ihnen unwirklich vor. Kaum drei Minuten sind es her, daß sie, um von dem nahenden Reiter nicht gesehen zu werden, im jungen Tannbüschel sich verborgen und den fröhlich pfeifenden Reitersmann vorbeiziehen sahen und jetzt ...

„Um Gottes Willen, ein Mord“, jammert die Frau.

„Das ist noch lange nicht sicher. Das Pferd kann eine plötzliche Bewegung gemacht und dadurch der Reiter sein Gleichgewicht verloren haben. Es ist eben nicht alles sattselt, was einem Pferde auf den Rücken steigt, und so Wurzelbäume nehmen gewöhnlich einen bessern Ausgang als man glauben könnte!“

Der Mann ist von seinen eigenen Worten nicht überzeugt.

„Aber jetzt kommt doch das Pferd wieder zurück und schleift ...“ Die Frau kann nicht mehr weiter sprechen, die Angst schnürt ihr die Kehle zu. Auch der Mann weiß jetzt, daß es sich nicht um einen harmlosen Sturz handelt. Trotz der Dunkelheit überblickt er die Situation.

„Er ist im Steigbügel hängen geblieben, ich will ...“

„Du kannst doch nicht gehen ..., hörst du nicht Stimmen von der andern Seite ...? Du kannst mich doch jetzt nicht allein lassen. Ich habe Angst vor dem Mörder!“

„Herrgott, ich muß doch helfen. Ich kann doch den Mann nicht von dem Pferd schleifen lassen!“ Aber die Frau klammert sich an ihn. Vergeblich sucht er sich frei zu machen.

„Denkst du nicht an den Revolver in der Tasche? Und wenn man dich bei dem Erschossenen trifft? Ich kann doch nicht sagen, daß wir beisammen waren, als der Schuß fiel. Bedenke doch, alles würde dann auskommen!“

Run macht der Mann keinen Versuch mehr. Die Frau denkt weiter als er. So läßt er sich von ihr von der Straße weg durch den Tannenwald führen.

„Nimm dich zusammen. Du hast nichts gesehen und nichts gehört“, ermahnt ihn die Frau und dann trennen sie sich.

Lieseli Zweiaeder betritt etwas beklommenen Herzens ihr Haus. Das ist immer so, wenn sie nach verbotenen Wegen ihrem Mann vor die Augen treten muß. Sie weiß, daß er sie eines Tages zur Rede stellen wird und daß es einen Skandal gibt, aber sie kann es trotzdem nicht lassen.

In der Wohnstube macht sie Licht.

„Hast du mich jetzt erschreckt“, fährt Jakob Zweiaeder vom Ruhbett auf. „Ich habe nur ein kleines Nickerchen machen wollen und nun habe ich Scheints ..., wie spät ist es denn schon? Was, zehn vor Zehn? Da habe ich ja gut anderthalb Stunden geschlafen. Und einen Haufen Zeug hat es mich geträumt, die schlimmsten Sachen. Wo warst du denn eigentlich? Ich habe dich gar nicht fortgehen sehen?“

„Ich? Ja habe ich es dir denn nicht gesagt, daß ich wegen einem Rezept zur Brunnermarie wollte? Und da haben wir geplaudert und geplaudert und dabei ist es spät geworden!“

„Daran habe ich wirklich jetzt nicht gedacht. Du wirst es mir schon gesagt haben, aber ich bin im Moment so schlaftrunken, daß sich in meinem Kopf alles dreht!“